

## PROLOG

Bald kam er nahezu jede Nacht zu ihr, dieser Traum. Oder hielt sie ihn fest, in selbstquälerischer Verbissenheit, um Buße zu tun, um auf Vergebung zu hoffen, wo gar keine Vergebung möglich war?

Von Anfang an ließ ihr das Entsetzen, das sie den Tag über bis zur Erschöpfung mit sich schleppte, keinen erholsamen Schlaf mehr in der Nacht. Manchmal, wenn sie mit ihrer Kraft am Ende war, lehnte sie sich gegen ihr Gewissen auf, hoffte vergeblich auf den Faktor Zeit. Schuld lässt sich nicht aufrechnen gegen Zeit, im Gegenteil, ihr langes Schweigen legte Gewicht um Gewicht auf die verflossenen Jahre; schon lange tat sie keinen Atemzug mehr ohne diese Last.

Natürlich hatte sie die Wahl gehabt, sie hätte sich anders entscheiden können, gleich am Anfang, doch damit wäre eine weitere Zerstörung angerichtet worden, die sie mit zu verantworten gehabt hätte. So also musste sie ihre Bürde alleine tragen, ihr ganzes Leben lang, das war ihr wohl bewusst.

Die Kunst des Verdrängens, ein langer Prozess, der Herz und Hirn erkalten lässt, beherrschte sie nicht, auch wünschte sie das nicht für sich. Sie hatte jedes Recht auf Schonung verwirkt.

Die Pflichten des Tages hielten sie zwar manchmal ein wenig auf Abstand von ihrer Mitte, von der dunklen Brut in ihrem Innersten, aber auch der Tag ließ sich nicht wirklich betrügen; Fäulnis zersetzte ihn immer mehr.

Die Nacht war noch schlimmer beschaffen, ihr dunkles Auge war unerbittlich auf sie gerichtet: Dann war sie der Kälte vollends ausgeliefert, zitternd und starr lag sie in ihrer Stille, bis eine lange Reihe heller Töne, nur unterbrochen vom Echo der Verzweiflung, sich in ihr Gehirn sägte Nacht für Nacht. Und sie war ihnen ausgeliefert, diesen Tönen, die sich stets bündelten zu einem Schrei.

Es war der Todesschrei eines Kindes.

Seit damals, als das Grauen eine Gestalt bekam, seit dieser unendlich quälenden Zeit, vermochte sie nie mehr die Augen zu verschließen vor dem hellen Körper im nächtlichen Schilf. Ein Mäd-

chen, ein Kind noch, nackt, in seiner engelsgleichen Reinheit wie von einer heiligen Aura umgeben. Sanfte Unschuld auf rosigen Wangen, die bald welken werden im ewigen Schlaf.

## *Diana*

Nie hätte ich es für möglich gehalten, jedenfalls bis vor Kurzem nicht, hierher zurückzukommen, im Jahr zweitausendzehn, in diese Stadt.

Wo die langen Schatten der Vergangenheit wie kalte Finger nach mir greifen, wo all die Leben, unvollendete Sinfonien, abrupt beendet wurden mit einem Misston, dessen Klang noch immer in diesen Straßen widerhallt.

Rosenheim, eine helle Stadt, geschäftig und bewohnbar, umgeben von einem Meer aus Grün, dem die Bergkette im Süden ein imposantes Ende setzt. Mit Biergärten, Blasmusik und wohl geartetem Bürgersinn. Für mich eine dunkle Stadt, in der das Böse bis heute keinen Namen hat, nur sein giftiger Atem ist allgegenwärtig, umwabert heimtückisch jeden Stein dieser Stadt.

Und das Böse grinst mich an und wähnt sich in Sicherheit.

Die Siedlung hat meiner Erinnerung standgehalten – Reihenhäuser in bewährter Monotonie aneinandergeschmiegt oder besser: in Gedeih und Verderb aneinandergekettet. Hier, wo die Regel möglichst ohne Ausnahme gilt, verweigern auch die Vorgärten in selbstgefälliger Ordnung jeden Hauch von Kreativität. Man will gleich sein unter Gleichen nach außen, das gilt auch für die Bewohner und garantiert ein störungsfreies Innenleben hinter Zäunen und Jalousien.

Doch durch die Ritzen fremder Jalousien riskiert man schon gern einen Blick, hier wie überall. Ganz im Geheimen natürlich. Das ist nur menschlich und beinahe so alt wie der Sündenfall.

Leider trug meine Familie, um diesen uralten Trieb zu bedienen, ihren Teil bei.

Ein unerklärliches, ein schreckliches Ereignis war der Zersetzung unserer Familie vorausgegangen, tagtäglich aufbereitet von der Presse für ihre Leser, auch schon zum Morgenkaffee. In der Folge wurden wir mit Anteilnahme, gelegentlich auch mit Misstrauen und nicht zuletzt mit den aberwitzigsten Spekulationen bedacht. Gleich zu Anfang waren sie da, erst in Scharen, später nur noch vereinzelt, mit dem wohligen Schauer ausgerüstet, wenn das Leid andere trifft.

Sie begafften unser Haus in der Erwartung geheimer Zeichen oder Hinweise, zogen den Duft unserer Verzweiflung in ihre Nasen ein und später den Geruch des Verfalls.

Jetzt bin ich zurückgekommen, nach Hause – ein Begriff, der für eine ganze Häufung von Werten steht. Das war in den Schulbüchern nachzuschlagen, auch unser Pfarrer tat dies nimmermüde von der Kanzel kund, und ich gab ihm damals in kindlicher Ehrfurcht Recht.

Doch in meinen letzten Jahren im Elternhaus sind mir eben diese Werte verloren gegangen. Die Frage, warum ich zurückgekommen bin, bringt mich ein wenig in Erklärungsnot. Vielleicht war Ilonas Drängen, das in mir wider Willen ein diffuses Gefühl von Heimweh erzeugte, der Grund dafür, oder doch mehr der Wunsch, mich selbst wieder zu finden, weil ich auf der Flucht verloren gegangen bin, niemals Fuß fassen konnte auf gewachsenem Grund. Der Boden unter mir war mir nie sicher genug, die Kraft des Unheils macht aus jedem Boden Schlamm.

Wie kann man mit dieser Erfahrung irgendwo Wurzeln schlagen? Meine kleine Welt war aus den Fugen geraten in dieser Schicksalsnacht, und sie befand sich für mich, ja für uns alle danach nicht mehr in unserer engen, aber doch gesicherten Bahn. Als ich wegging von hier, trug ich die Illusion mit mir fort, eine räumliche Distanz gäbe mich frei von der Last, die ich nicht länger tragen wollte, aber sie war im Gepäck, sie blieb mein Begleiter, wohin ich auch ging. Manchmal eilte ich ihr voraus, dann hatte sie fast meine Spur verloren, doch sie holte mich immer wieder ein. Also konnte ich mich nie wirklich lösen von Rosenheim, von dem Ort, der meine Wiege, mein Mittelpunkt und mein Schrecken war. Diese Stadt hat sich eingestettet in meinem Kopf, sie schleicht durch meine Adern, drückt mir ihr Gewicht aufs Herz. Sie ist mein Hort, ein Riesentiegel, ein Schmelztopf, vollgestopft mit den Gefühlen meiner dort gelebten einundzwanzig Jahre. Darum fühle ich mich noch von ihr umklammert, und das ist ein gewichtiger Grund für meine Rückkehr: Ich muss ihren Anblick ertragen können ohne den alten Schmerz, ihre Straßen und Plätze betreten können ohne Scham. Ich will Fionas Mörder finden, wenn es mir irgend möglich ist, um endlich meine Schwester in ein Grab zu legen. Für mich steht außer Frage, dass

Fiona nicht mehr lebt. Vielleicht weil ich sie nicht ausgeliefert sehen will an ein wie auch immer geartetes Subjekt. Lieber sehe ich unseren kleinen Engel in Frieden ruhen an einem unbekanntem Ort. Ein weiterer Grund, warum ich München den Rücken gekehrt habe, lässt mich unablässig rätseln darüber, ob mein Verstand oder mein Gefühl den Ausschlag gab. Mit dem nötigen Abstand, der mit diesem Ortswechsel erfolgt, hoffe ich, die Antwort darauf zu finden. Ilonas Angebot kann sich somit als sehr nützlich erweisen für mich. Meine Ankunft hier war jedenfalls eine Art Eröffnungszug für ein Spiel mit reichlich verwirrenden Regeln. Hätte ich die Gabe, in die Zukunft zu sehen, wäre ich besser gleich wieder umgekehrt.

Die kurze heroische Phase, von der ich heimgesucht worden war, lieferte mir den Mut, der mich jetzt schon fast wieder verlassen wollte, hier an diesem Ort, so nah gerückt an die Erinnerung. Wie sollte sie mir gelingen, diese schier ausweglose Suche, erschwert noch durch die zeitliche Distanz? Wie kann ich eine Spur finden in dem Dickicht aus Lügen und Vergessen, das ich durchdringen will für Fiona, die nur neun Jahre ihres Lebens bei uns war? Und doch werde ich alles daransetzen, dieses Ungeheuer zu finden, das sehr wahrscheinlich aus unserem damaligen Umfeld kam. Aus dem tiefsten Hassgrund meines Herzens hoffe ich, dass diese grausame Tat doch noch ans Licht des Tages kommt, aufbricht wie ein überreifes Geschwür und das freigesetzte Gift sich mit brennendem Schmerz in die Eingeweide ihres Mörders frisst. An keinem Tag seines Lebens dürfte noch freie Luft durch seine Nase ziehen! Tief in meinem Innersten befürchte ich aber, dass dieser Wunsch gegen die Realität keine Chance hat, ich kaum in der Lage sein werde, Fionas Verschwinden aufzuklären.

Es war ein Tag Mitte Mai, Gewitterwolken schoben sich über die drückende Schwüle der Stadt, verdunkelten die Straßen, die bald dampfen würden im Regenguss, und eine düstere Ahnung überfiel mich, dass meine Entscheidung, hierher zurückzukommen, mir noch mehr Kummer aufladen könnte, doch ich schob diese Gedanken gewaltsam beiseite.

Bevor die ersten Tropfen fallen, würde sie doch endlich kommen, hoffte ich. Für meine Schwester Ilona war Pünktlichkeit nie

eine Tugend gewesen, daran hielt sie wohl noch immer fest. Nellys kleine Stirn legte sich in Sorgenfalten; ihre Hand schob sich noch tiefer in meine Hand. Ob Tante Ilona uns vielleicht vergessen hat? Sie sah mich fragend an und zog die Schultern hoch. Die Trutzburg der Wallners erstrahlte im letzten Sonnenlicht, während die Wolken schon rasende Schatten auf den Garten warfen. Trutzburg, Ilona hatte das Haus stets so genannt, früher neidvoll erschauernd, jetzt, seit sie es selbst bewohnt, mit spöttischem Stolz. Der alte Wallner hatte es gebaut, für eine ganze Dynastie wie auch für die Ewigkeit. In letztere ist er gerade hinübergelitten, sanft, nach einem Herzanfall.

Sein Spross, verkörpert durch Sebastian, macht vielleicht durch Masse wett, dass er der Einzige geblieben war.

Er ist ein Riesenkerl, mit breiten Schultern und Händen wie Baggerschaufeln.

Sebastian hatte Ilona schon früh umworben. Sie hatte ihn eine Weile zappeln lassen und dann doch genommen. Ich bin nicht sicher, was den Ausschlag gab: seine Beharrlichkeit, ihr Schutzbedürfnis oder etwa ganz schnöde sein Geld? Ein wenig von allem, das mag zutreffend sein, ohne Ilona Unrecht zu tun. Ich kannte Sebastian nicht gut genug, um mir eine Meinung über ihn zu bilden, nur seine Augen, grau und kalt wie ein Bergsee im Winter, gaben schon Anlass zu der Sorge, Ilona könnte frieren an seiner Seite. Doch wenn er lacht, ist es, als würde das Eis schmelzen in seinen Augen, und Freude überstrahlt sein breites Gesicht.

Dann hatte sie ganz plötzlich vor mir gestanden, Ilona, mit verwehtem Haar, atemlos wie immer. Ich war in meine Gedanken versunken gewesen, auch das Donnerrollen hatte zugenommen, sodass ich sie weder hörte noch kommen sah. Nun kniete sie neben mir, nachdem ich mit einem flüchtigen Kuss gestreift worden war, hielt Nelly fest umschlugen und presste ihren ziegelroten Lockenwust in das kleine Gesicht. Ein wenig theatralisch fand ich den Auftritt schon, aber Ilona hatte immer schon große Gesten geliebt.

Unvermittelt setzte der Regen ein. Dicke Tropfen zerplatzten mit lautem Knall auf den Autodächern, die Welt verdüsterte sich in Sekundenschnelle, dünne Rinnsale liefen uns über die Haut. Ließ diese Rückkehr in meine alte Welt eine gewisse Symbolik erkennen? Die

ganze Lächerlichkeit dieses Gedankens floss mit dem Regenwasser an mir ab, als ich, noch keuchend vom Lauf, mit Nelly in der Diele stand.

Die Weitläufigkeit ihres Wohnbereichs, den Ilona uns durch das Öffnen zweier Flügeltüren erschloss, war konsequent durchdrungen von bayrisch barocker Schnörkelpracht; Ilona nahm sich dagegen aus wie ein verirrter Kolibri. Nelly drehte sich verzückt, Karla unter den Arm geklemmt, im Kreis. Sie hatte den gleichen staunenden Ausdruck wie ihre Puppe im Gesicht. Ilona kam hereingeschwebt – anders lässt sich ihr leicht tänzelnder Gang nicht beschreiben –, ein Tablett in den Händen. Ihr Lächeln täuschte aber nicht über den angespannten Zug um den Mund hinweg. Sie ist eine elegante Erscheinung, meine Schwester, Haar und Kleidung waren, wie immer, farblich perfekt aufeinander abgestimmt. Sie erinnert an die Frauenportraits von Gustav Klimt und passt optisch wenig zu Sebastians derber Statur. Tatsächlich aber hat Ilona sich immer schon gern mit Stärke umgeben. Im Gymnasium wurde Peter Bürger, der Größte in ihrer Klasse, dazu auserkoren, die Beschützerrolle für sie zu spielen. Wobei ich ganz sicher war, dass er nie den erhofften Lohn bekam, denn Ilona grauste vor seinem Pickelgesicht. Und kurz vor dem Abitur hatte sie sich für eine Weile in Geleitschutz gegeben von einem Bodybuilder mit Kaninchenhirn. Er hieß Max und muss sich, unter Ausschluss aller Gehirnaktivitäten, dem Fitnesskult mit Leib und Seele verschrieben haben. Bei meinem ersten und einzigen Zusammentreffen mit ihm bekam ich ausreichend Kostproben aus seinem umfassenden Repertoire an Machosprüchen, gewürzt mit albernen Lachanfällen aus gestählter Brust. Nach etwa drei Monaten hat Ilona ihn abserviert. Seine imposante Testosteronverpackung hat wohl nicht allzu lange über den kläglichen Inhalt hinweggetäuscht. Ilona bevorzugt wohl große, raumfüllende Männer, vielleicht weil dies – und zwar nicht ohne eine gewisse Koketterie – ihre Zartheit besser unterstreicht. Oder aber es ist ganz schlicht der Wunsch nach Kompensation für eine Jugend, in der jede Stütze abhanden gekommen war.

Oben in der kleinen Wohnung unter dem Dach sei alles für Nelly und mich vorbereitet, das Gepäck würde mir Josef, wenn der Regen

nachließe, aus dem Auto holen und sie hoffe, wir würden uns bei ihr ganz wie zu Hause fühlen, bis meine eigene Wohnung bezugsfertig sei. Ilona hielt abrupt inne, ihr Rücken versteifte sich leicht und ihre Augen streiften mich wie ein kühler Wind.

»Ich hoffe aber, du lässt die Vergangenheit ruhen, Diana, ich meine natürlich die Eltern und alles, was damit zusammenhängt. Du schürfst nicht in alten Wunden, nicht wahr? Ich für meinen Teil will nichts mehr von den Geschichten hören.« Sie schüttelte ihr Haar nach hinten, eine herrische Geste der Ungeduld, begleitet von einem frostigen Blick, um Sekunden später ein Lächeln wie ein Wetterleuchten auf ihr Gesicht zu zaubern. Kurz, strahlend und ungewiss, eine Spannung, die sich entlädt.

Ich ging nicht auf ihre Worte ein und erkundigte mich nach Sebastian.

»Er kommt später heute«, antwortete sie ein wenig brüsk. Meinen fragenden Blick ignorierte sie.

So war Ilona schon immer gewesen. Das Tempo ihrer Stimmungsschwankungen konnte einem den Atem rauben. Mit betörender Hingabe konnte sie sich in Köpfe und Herzen reden und zog dann, wenn es ihr passte, urplötzlich andere Saiten auf. So hat sie schon in ihrer Jugend viele Freunde vor den Kopf gestoßen, die sich eben noch ihrer Gunst sicher waren, und die sie im nächsten Moment den kalten Guss ihres Zornes oder ihrer Verachtung spüren ließ. Ilona wollte Verwirrung stiften, das war ihre Methode, sie verfolgte immer ein Ziel damit. Lange genug bin auch ich zuverlässig darauf reingefallen. Erst viel später habe ich begriffen, dass dies ihre Antwort auf das Vakuum war, in dem sie sich befand. Die Aufmerksamkeit, die ihr versagt geblieben war, hatte sie eingefordert auf ihre Weise. Was nicht heißen soll, dass Roland und ich mit Elternliebe überschüttet wurden, doch ganz offensichtlich hatten wir Ilona gegenüber eine bessere Position. Fionas Ankunft veränderte allerdings für uns den Proporz. Seit dem ersten Schrei, mit dem Fiona diese Welt bedachte, war sie Mutters Herzschlag und das Licht in ihren Augen. Vielleicht war unser Anteil an Liebe nicht wirklich kleiner geworden, nur im Verhältnis zu dem, was Mutter Fiona zukommen ließ, sah es für uns



so aus, als wäre er geschrumpft. Besonders für Roland, mit seiner ungesunden Neigung, sich als entbehrlich für die Menschheit zu betrachten, war Fionas Bevorzugung offensichtlich ein Beweis für seine Theorie.

Fiona war mit Sicherheit das schönste Baby, das je in den Armen einer Mutter lag, und nicht nur Edith Riemann, das ganze Universum war entzückt von ihr. Mit dem taufrischen Glanz am Familienhimmel konnten wir anderen, durch die Gewohnheit der Jahre auch schon leicht abgenutzt, nicht wirklich konkurrieren. Wir Kinder hatten im Wesentlichen zu parieren, immer schon und seit Fionas Geburt erst recht, ohne dass Mutter es der Mühe für Wert befunden hätte, ihre Anordnungen zu erläutern. Zuneigung wurde auf Raten erteilt und an unserem Wohlverhalten abgemessen. Ich kompensierte meine daraus entstandenen Defizite mit einer Nebenrolle, in der ich die Ersatzmutter für Fiona war. Roland dagegen verzog sich noch tiefer in seinen imaginären Bau. Klaglos und schweigend ertrug er seine Zurücksetzung, allerdings mit meist bitterer Miene. Bei Tisch sprach er kaum ein Wort, aß mit gesenktem Kopf, nur dann und wann bedachte er Fiona, an der Mutters strahlende Augen hingen, mit einem neidvollen Blick. Nie hatten die Eltern ernstlich erwogen, Roland zu einem Psychologen zu schicken. Neureiche Neurotiker und Verrückte, die kurz vor der Einweisung in die Klapsmühle stehen, so Vater, legen sich auf die Couch. Roland dagegen sei nur ein wenig versponnen, das Leben und sein Gene brächten ihn schon noch in die richtige Spur. Für unseren Vater war die Erziehung seiner Kinder eine Vertrauenssache, die er nur allzu bereitwillig in Mutters Hände legte. Sein mangelndes pädagogisches Talent war sein unwiderlegbares Argument. Nur die arme Ilona ging auffällig leer aus in der elterlichen Gunst, obwohl ihre Anmut uns, zumindest was Roland und mich betraf, in den Schatten stellte. Allerdings wog ihre Zurücksetzung, soweit wir dies in unseren frühen Jahren überhaupt empfanden, für Roland und mich nicht sonderlich schwer, sie hatte ihre Berechtigung eben in der unanfechtbaren elterlichen Autorität. Und wir glauben ja auch schon gern von Kindheit an, dass nicht das Glück oder der pure Zufall uns begünstigen, sondern wir um unsererer Vorzüge willen das bessere Los verdienen.